

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 89.

Berlin, Freitag den 26. Juli

1833.

England.

Die Lebensalter der Gelehrten und Künstler.

Unsere Zeit hat eine wahre Wuth auf statistische Tableaumacherien. Bald wird es keine Sphäre des Lebens, keine Richtung des Geistes, kein Winkelchen in dem Mikrokosmos des menschlichen Thuns und Treibens mehr geben, das man nicht in Tabellen gebracht hätte, um daraus die Durchschnittszahl einer absurden Möglichkeit hervorzudemonstriren. Aber es sind Zahlen, Zahlen, Zahlen! Nichts als Zahlen! Es sind Anweisungen, die auf der Bank des Lebens nicht für voll angenommen werden und mitten unter den Reichthümern der Wahrscheinlichkeit den theoretischen Millionair Hungers sterben lassen.

Da hat ein Mr. Madden in London ein Buch herausgegeben, er nennt es eine Physiologie der Gelehrten^{*)}. Dies klingt wunderbarlich genug und hört sich fast an, wie eine „Monographie der Ratten.“ Aber das Wunderlichste an dem ganzen Buche sind sechs darin enthaltene Tableaus, welche die Relativität der Lebensalter in den verschiedenen Gelehrten- und Künstlerklassen durch Zahlen veranschaulichen sollen. Zum Grunde liegt kein übler Gedanke. Es ist allerdings interessant, zu beobachten, was die geistige Beschäftigung des Menschen für Einflüsse ausübt auf das Mehr oder Minder seiner Lebensdauer; nur muß man sich hüten, auf die Resultate, welche dabei herauskommen, etwas zu geben. Denn wie darf man eigentlich nach Kalender-Berechnungen die Lebensdauer messen bei schaffenden Geistern, welche über die kürzeste Spanne Zeit, die sie umfängt, doch siegreich hinausleben?

Auch hat sich Mr. Madden die Sache gar zu leicht gemacht. Er stellt in seinen sechs Lebenstabellen unter der Rubrik: Naturforscher, Poeten, Philosophen, Mediziner, u. s. w. eine Reihe Namen bekannter, oft auch unbekannter Männer zusammen, fügt (mit vielen Fehlern in den einzelnen Angaben) das Lebensalter, das sie dem Kalender nach erreichten, bei, addirt diese Zahlen zu einer Totalsumme, vergleicht die einzelnen Totalsummen, welche die verschiedenen Rubriken ergeben, mit einander und läßt dann die Majorität entscheiden, indem die, welche es in ihrer Rubrik zu den höchsten Zahlen gebracht, alsdann zu dem höchsten Lebensalter ihm berufen und auserwählt scheinen. Ein Uebelstand liegt hier schon in der Unvollständigkeit und Einseitigkeit, mit der die Namen der aufgeführten Gelehrten und Künstler zusammengestellt sind, indem unser Englischer Tableaumacher fast nur die Sterblichkeit und Unsterblichkeit seiner eigenen Landsleute bei seinen Angaben berücksichtigt hat. In seinem ächt Englischen Egoismus lag ihm z. B. an der Lebensdauer unserer Deutschen Notabilitäten, die doch auch mitzählen wollen, wenig, und hier fehlen viele bedeutende Namen. Man brauchte daher manche Tabellen nur immer durch Hinzustellung einer gleichen Anzahl von Namen zu verdoppeln, um hier und da ganz andere Resultate hervorzubringen, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß die Hauptresultate des Mr. Madden eine gewisse Richtigkeit des Prinzips für sich haben. Die Rangordnung der Lebensalter, welche in den verschiedenen Rubriken gewonnen werden, ergiebt sich bei ihm als folgende: 1) Naturforscher, welche ein Durchschnittsalter von 75 Jahren erreichen; 2) Philosophen, mit dem Durchschnittsalter 70; 3) Maler und plastische Künstler, mit fast gleicher Lebensdauer als die Philosophen; 4) Juristen und Gesetzgeber, mit dem Durchschnittsalter 69; 5) Mediziner, mit einer Lebensdauer von 68 Jahren; 6) Theologen, mit dem Durchschnittsalter 67; 7) Philologen, mit dem Durchschnittsalter 66; 8) Musiker, mit dem Durchschnittsalter 64; 9) Romandichter und Kritiker, die wunderbarlich genug unter eine Rubrik zusammengeworfen werden, mit dem Durchschnittsalter 62½; 10) Dramatische Schriftsteller, die, man weiß nicht warum, von der Rubrik der Poeten überhaupt ausgeschieden sind, obwohl Shakespeare, Goethe, Schiller u. s. w. darunter stehen, mit dem Durchschnittsalter 62; 11) Autoren, die über Natur, Religion geschrieben haben, mit fast gleichem Durchschnittsalter, und endlich 12) die Poeten, mit der geringsten Lebensdauer, im Durchschnitt von 57 Jahren.

Da hat man das ganze Chaos von Lebensbestrebungen in den regelmäßigen Schein eines Systems geordnet! Die Bruchrechnung des Daseyns, in einem mit Händen zu fassenden Exempel so bündig

ausgerechnet, daß man glauben sollte, es könnte sich nun Jeder danach richten! Kann man irgendwo eine bedeutsamere Zusammenstellung von Unsinn, Ironie und Weisheit beisammen finden, die einen sinniger anregte, lächerlicher neckte und zu tieferen Betrachtungen über das menschliche Leben hinführte, als in diesen Tabellen? Es ließe sich ein ganzes schönes Buch schreiben über diese absurden Tabellen, über die man sich ärgert, indem man zu gleicher Zeit über sie nachdenklich wird.

Den Preis des Lebens tragen die Naturforscher davon. Es liegt eine große Weisheit in dieser Nr. 1. Man findet unter den hier versammelten Lebensaltern, welche an den nährenden Brüsten der alma mater zu so hohen Jahren gekommen, noch den bekannten offiziellen Termin: „wenn's hoch kommt“, überschritten; man findet weit vorgerückte Achtziger, ja Neunziger, keinen Einzigen aber mit nicht wenigstens einem halben Jahrhundert. Welche Aussicht zu noch mancher guten Festmahlzeit für die alljährlich wandernde Versammlung der Deutschen Naturforscher! Und doch sieht man Märtyrer ihrer Wissenschaft nirgends häufiger als in der Geschichte der Naturforscher! Da steht Kepler, als Sechziger, in den Annalen des Lebens eingezeichnet, in dem Glorionschein seiner Gesetze der Bewegung mit hungerbleicher Miene sich spiegelnd; dort Copernicus, dem siebenzig kummervolle Jahre der Arbeit und Entbehrung hinreichten, um ihn erkennen zu lassen, daß das jammervolle tellurische Leben sein Centrum nicht in sich selber haben kann; dort steht den göttlichen Greis Galilei, mit seinen 78 erbabenen Jahren, die ihm nicht zu lang wurden, um unter den Foltern der Inquisition das System seines Copernicus zu verteidigen und zu beweisen, daß es der heiligen Schrift nicht widerspreche, bis ihm endlich sein armes, wahrheitschauendes, der undankbaren Welt müdes Auge erblindete und er den Blick in die Tiefen des inneren, geistigen, ewigen Sonnensystems niedertauchte. Mit einem Auge kam dagegen noch der gute Herschel davon, nachdem er mit seinem siebenfüßigen Newtonianischen Teleskop den Uranus gefunden hatte. Herschel war bekanntlich früher Musiker gewesen und hatte es schon bis zum Musik-Direktor in Bath gebracht. Hier könnte nun die schwierige, aber vollkommen zur Stelle gehörige Frage sich aufwerfen lassen, ob er, wenn er Musiker geblieben, wirklich eben so alt geworden wäre, wie er es darauf als Naturforscher wurde, nämlich seine vollen 82 Jahre^{*)} alt? Nach Mr. Madden's Tableau wäre er als Musiker unbedenklich unter No. 8 gekommen, und hätte sonach vielleicht nur sein Durchschnittsalter 64 erreicht! Herschel, der die Madden'sche Physiologie der Gelehrten ohne Zweifel schon damals voraus gemittelt hat, war daher klug genug, lieber der Musik Lebenswohl zu sagen, bei der er, auf Grund jenes Tableaus, nur auf kürzere Lebensmelodien rechnen dürfte. Er wandte sich jenem Beruf zu, wo er gewiß war, daß ihn der Mr. Madden einst unter No. 1 in der Lebens-Hypothese einschreiben würde, und so wurde er, zum Glück für einen gleich einem jungen Autor auf Bekantwerdung harrenden Planeten, Astronom, um statt der musikalischen Rhythmen die Rhythmen der Sphären zu belauschen.

In der zweiten Hypothese stehen die Philosophen. Ich gönne den Philosophen ein langes Leben, aber, offen gestanden, ich wundere mich darüber, daß sie so alt werden, da es eigentlich ganz unphilosophisch ist, alt zu werden. Methusalem, bekanntlich der Älteste unter den Altwerdenden, wurde gewiß nur deshalb so alt, weil er kein Philosoph war. Aber man sieht, die Philosophen verstehen doch bei ihren Abstractionen auch noch von soliden körperhaften Lebensstoffen zu leben, und die abgeschlossene Fertigkeit des Gedanken-Systems, wonach sie alle hinstreben, verbilft ihnen auch von der anderen Seite wieder nicht dazu, schneller fertig mit dem Leben zu werden, sondern die ganze Schwere und Unständigkeit der irdischen Materie müssen auch sie, gleich jedem anderen unphilosophischen Erdensohn, langsam und reglementmäßig abbüßen, wie eine harte Schalefrucht; sie müssen, wenn sie auch in ihrem System mit der Idee des Lebens längst fertig sind, doch noch lange leben. Dual und Strafe genug für das vermessene Schnellleben der Reflexion! Wie wenig aber die Philosophen in der Regel selbst ihr langes Leben als ein Gut zu schätzen wissen, beweist z. B. Zeno, der Stammvater der Stoiker. Bezog er nicht noch in seinem hohen achtundneunzigsten Jahre einen Selbstmord, und bloß aus Verzweiflung darüber, weil er sich bei einem Fall einen kleinen Finger gebrochen

^{*)} The infirmities of genius, illustrated by referring the anomalies in the literary character to the habits and constitutional peculiarities of men of genius. By R. R. Madden. 2 Vol. London, 1833.

^{*)} Mr. Madden hat sich in seinem Tableau in der Angabe von Herschels Alter um zwei Jahre verrechnet.

hatte? (Vergl. Laertius, lib. 7. sect. 28.) Sein kleiner Finger war ihm also lieber, als sein ganzes achtundtunzigjähriges Philosophenleben, welches für ihn wertlos wurde, nachdem ihm sein Liebling, der kleine Finger, gebrochen war. Eine erstaunenswürdige Logik der menschlichen Schwäche! Da lobe ich mir dagegen unseren Kant, der, um sich sorgfältigst zu konserviren, seine ganzen achtzig Lebensjahre hindurch nie aus Königsberg herausging und lange Mittagstafeln liebte. Diesen, den langen Mittagstafeln, soll er so ergeben gewesen seyn, daß er sich, die biographische Fama berichtet es, bei solchen, von Mittag bis Abend unter philosophischem Gespräch hingebachten, wahrhaft Platonischen Königsberger Symposien allmählig die Posteriora gänzlich abgesehen hatte; und auch dies war ächt philosophisch, oder es war vielmehr symbolisch für die damalige Wendeperiode der Deutschen Philosophie überhaupt, die eben nicht mehr a posteriori erkennen wollte. —

Den Philosophen an Lebensdauer gleichkommend sehen wir die plastischen Künstler. Da stehen die Urwäter der Lebensdauernden Plastik, Michael Angelo und Titian mit ihren 96 Jahren, Claude mit 82 u. A. Nur der ätherische Rafael, mit seinen 37 irdischen Jahren und seinen Jahrtausende werthen Werken macht eine Ausnahme, aber es giebt Ausnahmen — sagt einmal ein Schriftsteller — die göttlich sind! Die Plastik ist sonst das eigentliche Symbol einer schönen, gebiegenes, heiteren Lebensdauer, und die plastischen Künstler hätten alles Recht, mit den Naturforschern um Nr. 1 zu konkurriren. Es wäre eine Konkurrenz zwischen Natur und Kunst um den höchsten Preis des Lebens. Aber die Kunst, welche den spröden Naturstoff zu milden Formen befreit, hat schon mehr geistige Kräfte daran zu setzen an diesen Kampf, als die ruhigere Naturbetrachtung selbst, die an der unmittelbaren Urfrische des Stoffes sich immer physisch stärkt. Der Fels mit seinen Steingeröllen und Lagerschichten, auf welchem der emsig forschende Geologe rüstig umherwandelt, deut ihm zugleich den lachenden erheiternden Anblick über Meer und Länder dar und vertreibt ihm durch die gesunde Luft seiner Gipfel vielleicht eine angeborene Anlage zur Migraine aus dem Kopf; die Statue dagegen, das angestrenzte Werk des Meißels, welches hernach aus diesem Fels der Künstler schlug, kann als Folge vieler Nachwachen und körperlichen wie geistigen Tagesmühen die Migraine schon erzeugt haben, welcher der Geolog auf dem noch ungebauten Felsen glücklich entflohen.

Doch wie bin ich mitten unter Natur und Plastik auf die Migraine gerathen? Ich will von da zu den Juristen übergehen, die mit den Gesetzgebern zusammen die vierte Nummer in den Madden'schen Lebens-Tabellen einnehmen. Billig muß man sich wundern, daß die Juristen nicht länger leben, da sie so lange Prozesse machen. Aber der Tod macht dagegen freilich kurzen Prozeß, oder vielmehr das Leben selbst ist ein summarischer Prozeß, der, in aller Eil abhängig gemacht, schnell und eilig abgeurteilt wird. Mit den Gesetzgebern geht es nicht besser. Sie müssen es sogar erleben, daß sie endlich alle einem Gesetz unterliegen, welches sie nicht einmal selbst gegeben haben. Dies ist das der Vergänglichkeit, das Gesetz aller Gesetze, der wahre esprit des lois, auf das auch Montesquieu seine 66 Lebensjahre hindurch nur hinstudirt hatte. Der Tod erläßt von Gottes Gnaden seine Erdonnungen, ohne die Gesetzgeber um Rath gefragt zu haben.

Tiefer unten stehen die Philologen, bei ihren vielen falschen Lesarten, Konjekturen und Emendationen zu keiner rechten freudigen Lebensdauer gelangend. Sie bessern das Leben unaufhörlich im Einzelnen aus, ohne zu bemerken, daß das ganze Daseyn doch nur ein codex rescriptus ist, bei dem am Ende die wahre Schrift und der wahre Inhalt erst zum Vorschein kommt, nachdem der Glanz einer darüber hingeschossenen falschen Buchstabenwelt wieder erloschen und abgewaschen. Dann tritt ein längst vergessener großer Autor, wie ein tiefes Lebensmysterium, wieder hervor, und hinter den ausgelöschten Zeilen scheint eine neue Welt mächtig aufzuerstehen. Wehe dem, der an den darüber geschriebenen äußeren Zeilen hängen blieb, sie für Etwas ansehend! Er kommt nicht zu dem großen unsichtbaren Autor! Siehe da ein philologisches Gleichniß, in dem Leben und Tod sich spiegeln! —

Unter den Kandidaten der kürzesten Lebensdauer müssen wir noch die zuletzt stehenden, die Poeten, hier besonders erwähnen. Die Poeten haben wenigstens den Vortheil, daß man sie überall gern auf Leibrenten nehmen wird, da sie, wie Mr. Madden's Tabelle zeigt, nicht lange leben. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Indes hat auch die Poesie ihre Matadore der Naturbionik aufzuweisen. Johnn lebte sich z. B. bei seinen Nachgedanken nicht so sehr ab, daß er nicht dennoch seine 84 Lebensjahre hätte hinter sich bringen sollen. Das naheliegende Beispiel Goethe's, an dem die Poesie als stärkste Lebensessenz sich erwiesen, brauchen wir nicht erst zu nennen. Auch scheint den Romandichtern mit ihrem längeren epischen Lebensfaden vorzugsweise ein ziemlich solides Alter gegönnt. Selbst Hunger und Gefängniß konnten dem guten ironisch lächelnden Cervantes seine tüchtigen 70 Jahre nicht kürzen; und der unermüdete Le Sage erzählte so lange gemächlich fort, bis er unversehens 80 Jahr alt wurde. Walter Scott, der bei seiner bekannten Manier den längsten epischen Faden hatte, brachte es freilich nur auf 62; aber es war immer schon ein anständiger Termin für einen Poeten. Uebrigens können die Poeten mehr als andere Leute sich trösten, wenn sie nicht alt werden. Sie leben lange in ihren Werken. Was dauert länger als Poesie, die aller Zeiten Werke überdauert? Die Gedichte des früh gestorbenen Jünglings Höltv werden leben, so lange es eine Abendröthe am Himmel giebt und der Mond über schönen Sommernächten aufgeht; mit jedem Frühling fangen sie wieder an zu leben. —

Warum hat aber Mr. Madden gar nichts von den Schau-

spielern, von den Sängern und Sängerinnen und ihrer Lebensdauer gesagt?

Es wäre wohl der Mühe werth, diese Lebensstudien einmal gründlicher und umfassender zu betreiben, als es hier Mr. Madden mit seiner Tableaumacherei gethan. Besonders müßten vergleichende Angaben in Bezug auf die Menschen des Alterthums das Interesse solcher Untersuchungen noch um ein Bedeutendes erhöhen; es würden dort zum Theil ganz andere Resultate, als in der modernen Welt, dabei herauskommen. L. H. M und I.

Bibliographie.

- Sharpe's Peerage. (Die Pairs von Großbritannien.) Von Sharpe. 2 Bde. 36 Sh.
 The Colonies. (Die Kolonien; ihr Werth im Allgemeinen, die Ionischen Inseln insbesondere und die Verwaltung des Sir Frederick Adam.) Von G. J. Napier, Colonel. Pr. 18 Sh.
 Narrative of voyages. (Bericht über mehrere Reisen zur Erforschung der Küsten von Afrika, Arabien und Madagaskar.) Von Captain Owen. 2 Bde. Pr. 12 Sh.
 Life etc. (Leben des Gouverneur Morris.) Von Jared Sparks. 3 Bde. Pr. 27 Sh.
 Dramatic scenes. (Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben.) Von Lady Morgan. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Frankreich.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

Eine Skizze von J. Janin.

Zweiter Artikel.^{*)}

In dem ersten Artikel meines Berichts habe ich der Bemühungen des Herrn von Gallois gedacht, welcher die erste Idee einer Eisenbahn nach St. Etienne brachte. Es konnte nicht fehlen, daß diese zu großen Resultaten führende Idee in einem Lande, das an unterirdischen Hülsquellen, denen es bisher nur an einer Ableitung mangelte, für diesen Zweck so reich ist, begierig aufgegriffen wurde. Wie es in der Regel mit guten Ideen und wohlverstandenen Unternehmungen der Fall ist, so fanden sich bald nach dem betrübenden Tode des Herrn von Gallois mehrere Männer von Talent, die sich bereit zeigten, seine gigantischen Entwürfe zur vollendeten Ausführung zu bringen. Die Herren Henri und Neylet übernahmen die Herstellung der Eisenbahn von St. Etienne nach Roanne; Herr Baumier, ein Mann von Geist und Unternehmungssinn, war der Erste, welcher die Eisenbahn von Andrieux ausführte; und endlich sind die gewandten Brüder Séguin zu nennen, denen das südliche Frankreich bereits so viele eiserne Brücken, Dampfmaschinen und andere rühmliche Unternehmungen verdankt, und die, ungeachtet der beim ersten Beginn fast unübersteiglich scheinenden Hindernisse, die Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon, von der ich jetzt reden will, anlegten und vollendeten.

Diese Eisenbahn nimmt fast an derselben Stelle, wo die Landstraße beginnt, ihren Anfang; nur daß sie, wo letztere in diesem Gebirgslande zu tausend Umwegen genöthigt ist, sich bald von derselben entfernt, um nur noch an seltenen Zwischenpunkten mit ihr zusammenzutreffen. Gegenwärtig ist die Landstraße nichts weiter mehr als ein Feldweg, und die Unternehmer der Reisefahrwerke haben in dem Mercure ségusien, einem sehr achtbaren Journal der Provinz, folgende Bekanntmachung ergeben lassen: „Die Herren Galline und Comp. benachrichtigen die Herren Reisenden, daß vom 1. Januar 1833 der Dienst ihrer Fuhrwerke aufgehört hat, da sie nicht länger die Konkurrenz mit der Eisenbahn aufzuhalten im Stande sind.“

Dies ist das Schicksal, welches alle Unternehmer der Diligencen früher oder später erwartet, und sie haben jetzt nur noch von dem kurzen Augenblick Nutzen zu ziehen, wo sie Herren der gewöhnlichen Landstraßen sind; die Eisenbahnen müssen ihnen unvermeidlich den Tod bringen. Und in der That, was gäbe es wohl für Mittel, um mit diesen Bahnen zu weiteifern? Ich will den Leser einladen, sich mit mir von St. Etienne nach Lyon zu begeben. Nehmen wir an, es ist ein schöner Tag, wo Alles still und friedlich ist; denn ruhig muß es seyn, um gut beobachten zu können. Aber wir müssen uns beeilen! Denn die Eisenbahn wartet nicht fünf Minuten, und wenn der Wagen einmal abgegangen ist, ist er auch schon angekommen. Seht dort dies ungeheure Gebäu, es vertritt die Stelle des Wagens. Steigen wir ein! Der Wagen besteht aus mehreren Abtheilungen. Vorn sitzen sechs ganz gemächlich neben einander in einer Art von Lehnstühl; auch der Führer befindet sich dort, eine Trompete in der Hand und in Uniform; in der Diligence dagegen sitzen vier- undzwanzig möglichst gemächlich. Hinten steht man ebenfalls, wie vorn, sechs Passagiere, und auch dort befindet sich ein Conducteur in Uniform, mit einer Trompete in der Hand. Es erfolgt ein Aufruf der Reisenden, man placirt sich; der erste und zweite Wagen sind gefüllt; dann kommt ein dritter, ein vierter, je nachdem die Zahl der Passagiere ist. Im Vorbeigehen gesagt, bringen die Reisenden von St. Etienne nach Lyon und von Lyon nach St. Etienne der Eisenbahn bereits 45,000 Fr. monatlich ein; eine ungeheure Anzahl von Passagieren, auf welche die Entrepreneurs selbst nicht einmal in ihren Calculen in dem Maße gerechnet hatten.

Wenn nun Jeder sich gesetzt hat und alle Wagen eine Reihe bilden, in der einer dem anderen süßsam folgt, giebt der erste Führer ein Zeichen mit seinem Horn, und jeder Führer antwortet auf dieses Signal mit dem seinigen. Alsbald dreht jedes Mal der erste

^{*)} Vergl. Nr. 47 des Magazins.

Führer eine Schraube an dem Rade um, welche sich in der Mitte einer Kurve, die ihm zur Hand angebracht ist, befindet; wer gerade bei Wege ist, giebt dann dem ersten Wagen einen Stoß, und dieser Wagen zieht, indem er sich in Bewegung setzt, dann alle übrigen der Reihe nach in seinem Gefolge mit fort. Erst geht es langsam, bald wächst die Schnelligkeit. Je mehr Wagen sich in der Reihe befinden, desto schneller wird auch die Bewegung tragt des Gewichtes, das sie treibt. Es ist in der That ganz etwas Wunderbares, so schnell fortzukommen, nichts vor sich zu sehen, was uns zieht, keinen Ruck, keine Bewegung zu empfinden und doch nur in einem ganz gewöhnlichen Wagen zu sitzen. Zu jeder Seite der Straße sieht man die alten hohen Bäume auf den Gipfeln der Berge vorübergleiten; man sieht alte, zum Theil aufgewählte Felsen, mit Haufen von Kohlenerde, die Tag und Nacht in Brand sind, um die abgeschwefelte Steinkohle (coke) zu bereiten; bald hat man zur Rechten und Linken einen Abgrund von 60 Fuß Tiefe vor sich; dann gelangt man in ein dunkles und endloses Gewölbe. Ich kann unmöglich den Eindruck wiedergeben, den ich empfand, als ich mich das erste Mal diesem ganz neuen Element anvertraute. So fortzustrizen, Berge zu überspringen, Abgründe zu überhüpfen, und das Alles nur vermöge zweier Parallel-Linien aus Eisen! Jede Eisen-Linie ist zwölf Fuß lang und ruht in Haken. Die Unternehmer der Bahn halten sich eine Menge solcher Geleise zur Reserve, die erforderlichen Falls in zwei Stunden untergelegt werden können. Obwohl wir uns an diesem Tage in keinem schwebenden Wagen befanden, so war dennoch die Bewegung fast unmerklich. Wie wird es nun erst seyn, wenn die Eisenbahnen ihre eleganten Kaleschen mit Englischen Federn haben werden?

Im Uebrigen weichen die Wagen der Eisenbahn von den gewöhnlichen Wagen in nichts ab, als in den Rädern, die ganz von Eisen und leicht getrimmt sind, damit sie sich in die beiden Geleise genau fügen. Einen großen Theil des Weges hindurch ist die Bahn doppelt, damit die Wagen, welche hin und zurück gehen, sich begegnen können, ohne sich jemals zu kreuzen. Die Einfachheit aller dieser Dinge ist vielleicht gerade das Erstaunenswürdigste an dem ganzen Wunder.

Die Eisenbahn bringt uns so schnell vorwärts, daß wir nicht einmal Zeit übrig behalten haben, wie es anfangs unsere Absicht war, einen Blick auf die merkwürdige Stadt zu werfen, die wir so eben verlassen haben; ich meine St. Etienne. In der That, es ist schade, so schnell von ihr zu scheiden! Ihre großen Etablissements ihre rauchenden Oefen, ihre unter dem Lärm des Hammers wiederhallenden Schmieden, ihre Seiden-Fabriken, ihre Färbereien, ihre Eisenhütten, ihre Weberstühle, ihre Dampfmaschinen, ihre allezeit beweglichen Räder- und Mühlenwerke, Alles liegt nun hinter uns! Das ist ein ungeheurer Lärm, eine unermessliche Thätigkeit; von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang eine unaufhörliche Fabrication der verschiedenartigsten und entgegengesetztesten Gegenstände! Was für eine Stadt ist aber auch St. Etienne! Voll tosenden Lebens, reich, ernst, ökonomisch, habfüchtig, christlichen Glauben und positiven Scepticismus zugleich in sich beherbergend, alle Kontraste in sich vereinigend, keine einzige der Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens kennend, ohne alle Begriffe von der Kunst, die nichts als Kunst seyn will, immer nur spekulierend, über wie unter der Erde. Aber die Eisenbahn führt uns schon weit hinweg von diesem Lärm und Rauch, und kaum ist es noch vergönnt, den Kopf danach umzuwenden, denn das ganze St. Etienne liegt nur noch wie eine dicke Dampfvolke da.

Raum hat man eine Meile zurückgelegt, das heißt so viel als: Raum hat man fünf Minuten lang auf seinem Platz geseffen, so sieht man sich auf einmal in eine dunkle Halle, so schwarz wie der Paß der Unterwelt, geführt. Wir wollen uns gut in unsere Mäntel einhüllen, denn wir müssen jetzt einen Berg durchwandern, der nicht weniger als 1507 Mètres, d. h. 4600 Fuß, in der Breite hat. Dieser Berg, der ganz und gar hatte durchbrechen werden müssen, war das erste Hinderniß für die Herren Séguin bei Anlegung der Eisenbahn gewesen, und man zauderte lange, ehe man an's Werk ging. Man überlegte, ob man nicht mit gebogenen Flächen vorschreiten könne, wie es die Herren Henri und Meplet bei dem Wege von Roanne gethan, bis man sich endlich für das Durchbrechen des Berges entschied. Dies wäre leicht gewesen, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, einen Felsen zu sprengen, wo man, wenn die Härte des Felsens einmal berechnet ist, auf eine gewisse Zeit vorausbestimmen kann, wie viel Aufwand an Zeit und Geld die Arbeit kosten werde. Aber hier auf diesem lockeren schon seit Jahrhunderten in allen Theilen unterminirten Terrain, auf diesem wankenden dem Einsturz preisgegebenen Boden, war jede Berechnung unmöglich. Bei jedem neuen Versuch, zu graben, schütterte die Erde zusammen; jede neue Deffnung füllte sich wieder mit Nacht aus, und nicht ohne Gefahr für die Arbeitenden. Alle Geduld und unermüdete Gewandtheit der Leute in dieser Gegend und alle Geldmittel, die der Compagnie zu Gebote standen, waren erforderlich, um hier den Zweck des kühnen Unternehmens zu erreichen. Aber endlich wurden alle Hindernisse überwunden, dem Einstürzen der Erde begegnete man durch Anlegung von festen Gewölben, und die aus dem Berge ausgegrabene Erde mußte dazu dienen, die benachbarten Gräben auszufüllen, so daß heutzutage dieser Berg nichts weiter als ein Gewölbe von 4600 Fuß ist. Unter diesem Gewölbe und an der Seite, zur Rechten und Linken der Straße, hat man ein Dukend Gruben angelegt, die zu eben so vielen Kohlenminen dienen. Man braucht jetzt nur mit dem Fuß zu stoßen, um Steinkohlen zu haben, welche in dieser Gegend die schönste Qualität besitzen. Dies gehört mit zu den Revolutionen meiner Provinz. Als ich ein Knabe war, würde ganz Etienne den ausgelacht haben, welcher behauptet hätte, daß man eines Tages ebenen Fußes in den Kohlenminen spaziren würde; daß

man, wenn man künftig diese unterirdische Welt besuchen wolle, nicht mehr nöthig haben sollte, durch jene langen Gruben, auf einem schwankenden Gerüst sitzend, eine dämmernde Lampe in der Hand, mit Gefahr, sich den Kopf in Stücken zu fallen, hinabzusteigen. Heutzutage, wenn man sich unter dem Gewölbe befindet, von dem die Rede ist, braucht man sich nur zur Rechten oder zur Linken zu wenden, und man sieht sich in einer Kohlenmine. So gelangt auch die Steinkohle, die bis dahin in den Eingeweiden des Schachts verborgen gewesen und viele Hindernisse zu überleben hatte, ehe sie das Tageslicht erblickte, jetzt ganz ebenen Fußes auf die Bahn, die sie gewissermaßen in einem Ritem nach Süden oder Norden fortschafft. Es ist unmöglich, die große Ersparniß an Zeit, Geld, Menschen und selbst an Gefahren in Anrechnung zu bringen, welche dadurch bewirkt wird; um so mehr, da man selbst im Innern dieser Minen, welche die Eisenbahn berühren, kleine Eisenbahnen für die Schubkarren angelegt hat, die sich dann bis zu den Fuhrwerken der Hauptbahn hinerstrecken. So kann eine Ladung Steinkohlen aus der Mine geholt, in das Fuhrwerk gebracht und über die Rhone oder Loire geschafft werden, und Alles noch an einem und demselben Tage.

Dies, glaube ich, ist wohl im Stande, von dem unermesslichen Nutzen dieser Eisenbahn eine Vorstellung zu geben. Auch fangen bereits rund um die Straße, welche die Eisenbahn durchläuft, alle Besitz von Schmelzöfen, Kohlenwerken, Glasbütten, Handels- und Verkehrs-Geschäften aller Art, bei denen die Ausfuhrkosten einen sehr großen Theil des Preises ausmachen, an, sich Eisenbahnen anzulegen, eine Art von Nebenbahnen, die bei ihren Manufakturen beginnen und sich bis zur Haupt-Eisenbahn durch Verbindungswege hinerstrecken.

Doch ich kehre zu dem Gewölbe zurück, in dem wir uns noch befinden. Wenn man auf der Vorderseite des Wagens sitzt, muß man sich recht oft nach dem Tageslicht umwenden. Vor Dir ist tiefe Nacht; hinter Dir aber, am Eingang der Halle, wirft Du den Tag wie einen Punkt erblickst. Es ist ein ganz wunderbarer Schimmer, vergleichbar mit dem Glas einer magischen Laterne, die eine unermessliche Landschaft in den Gesichtskreis faßt. Der Wagen rollt im finsternen Schatten fort, und indem er Dich ganz von der Sonne entfernt, erblickst Du doch über Deinem Haupte, durch die Deffnung der Halle selbst, beim Glanz einer der gewöhnlichen an Schimmer und Wärme gleichen Sonne, eine ganze belebte Landschaft von sunfelnden Gebirgen und strahlenden Bäumen in völlig bestimmten Umriffen und in einer Entfernung von 4000 Fuß. Sollte in London der Tunnel unter der Themse nicht vollendet werden, so dürfte unser auf diese Weise durchbrochenes Gebirge von St. Etienne die schönste camera obscura der ganzen Welt seyn.

Als wahrhafter Reisebericht und als solcher, für den auch die kleinsten Umstände einer pittoresken Reise ihren Reiz der Erinnerung haben, muß ich indeß noch einer Gefahr erwähnen, welcher sich alle unvorsichtigen oder zu jungen Passagiere, die sich während dieser langen Durchfahrt durch die Finsterniß vielleicht mit etwas Anderem beschäftigen als gerade mit der camera obscura und der Perspektive der Fernsicht, in diesem Gewölbe aussetzen. Es war gerade am Dienstage, und offenbar kam es der Mehrzahl unserer Reisenden hier nur auf eine Vergnügungsreise an. Bevor ich jedoch in meiner Erzählung fortfahre, muß ich bemerken, daß dies Gewölbe von 4600 Fuß nur fast 4000 Fuß lang in gerader Linie fortläuft; auf diesem Punkt angelangt, macht die bis dahin bewunderungswürdig gerade Linie plötzlich einen wilden Absprung, der Dich, da der Ausgang des Gewölbes von da nur noch 600 Fuß fern ist, auf einmal mit einem unerwarteten Lichtstrom überschüttet. Hier zeigt sich nun die Gefahr, von der ich sprach. In der That wurde ich an diesem Tage aus einer stimmigen Betrachtung plötzlich durch ein gewaltiges Gelächter meiner Reisegefährten erweckt. Ich lehre mich um und sehe ein armes junges Mädchen, welches die Schamröthe ihres Gesichtes nach Kräften mit ihren beiden Händen zu bedecken bemüht war. Es schien, daß sie sich während der Durchfahrt ein Küßchen hatte rauben lassen, indem sie etwas zu sehr auf das Dunkel rechnete, das so schnell wie im Nu entschunden war. Dieser plötzliche Absprung der Linie war verhängnißvoll für sie geworden. An ihre Seite hatte sich ein hübscher, junger, braungelocker Mann geschmiegt, der sich jedoch ohne alle Verwirrung zeigte; die Ausbrüche des Gelächters wiederholten sich aber bis zu dem Augenblick, wo der Wagen aus dem Gewölbe herausfuhr. Jetzt, wo wir wieder unter freiem Himmel gelangt waren, verschaffte sich der junge braungelockte Mann an den Lachern Genugthuung. „Meine Herren!“ sagte er, indem er auf die arme junge Dame zeigte, die noch ganz bestürzt war — „ich stelle Ihnen hier meine Frau vor!“ Und dem war in der That so. Er hatte sie den Tag vorher in St. Etienne geheirathet und führte das artige Weibchen jetzt nach St. Chamond, der ersten kleinen Stadt, die zur Linken liegt, sobald man aus dem Gewölbe heraustritt.

In St. Chamond sollte Niemand verfehlen, wenn die Eisenbahn einen Stillstand vergönnte, zwei Hauptwerke der Industrie dort in Augenschein zu nehmen, eine Eisengießerei und eine Schmelzfabrik.

Die Eisengießerei ist ganz Feuer und Flamme. Ich sprach in meinem ersten Artikel von den hohen Schmelzöfen, in welchen das Mineral in Eisen verwandelt wird. Das auf diese Weise zum ersten Mal gegossene Eisen bildet jedoch nur noch einen unförmlichen und bröckelnden Klumpen, und es muß wiederum ins Feuer geworfen werden, um diesen Klumpen in Eisenstangen zu verwandeln. Wann es zum zweiten Male gegossen ist, wird es abgeplattet, worauf man es zwischen einem Dukend Rädern in verschiedenen Zwischenräumen hindurchgehen läßt. Hier sieht man, wie die unförmliche Masse allmählig zu einer länglichen Barre wird. Dann wird diese ursprünglich auf der Eisenbahn, erst in der Form des Minerals, dann in der Gussform, hier angelangte Barre vielleicht selbst einmal eine Züge zu der Eisenbahn.

Und dies giebt eben diesen Bahnen hier im Gebirge so viel Bedeutsamkeit, daß Alles durch sie und eben so sehr auch Alles für sie geschieht, daß sie eben so viel Nutzen wiederempfangen, als sie leisten. Dieser Austausch wechselseitiger Vortheile, welchen die Eisenbahn mit dem Boden, den sie durchläuft, unterhält, ist in der That ganz werkwürdig. Die Eisenbahn giebt dem Boden seinen Werth, seine Festigkeit; der Boden vertraut ihr dagegen seine Kohlen, sein Eisen an. Ohne die Kohlen von St. Etienne würde es keine Eisenbahn zu St. Etienne geben, und im Gegentheil würde man wieder zu St. Etienne um die Hälfte weniger Kohlen ohne die Eisenbahn haben.

Nachdem wir diese brennende Gussstätte mit ihrem Lärm und Feuer verlassen, wenden wir uns auf die linke Seite und gehen über die freundliche Brücke, die sich uns dort darbietet. Wir pochen an die Thür jenes großen Gebäudes; es wird geöffnet, wir befinden uns in der Schnurfabrik des Herrn Richard Chambovet. Nach dem gewaltigen Lärm der Hammerwerke empfängt uns hier ein angenehmes leises Geflüster; statt der Massen flüssigen Eisens erblicken wir hier tausend anmuthige kleine Spulen, die alle einer und derselben Bewegung gehorchen. Seht, wie sie lustig und munter durch einander gewickelt und leicht, wie der Gedanke, eine hinter der anderen herlaufen, sich tausend verschiedenartigen Sprüngen überlassen und unaufhörlich durch einander tanzen, ohne sich je zu berühren, daß es fast ein Wunder scheint! Alle diese Spulen sind in Bewegung, um Schnüre von Zwirn, Baumwolle oder Seide zu weben. Wenn es sich ereignet, daß ein Mal einer von diesen hunderttausend Fäden reißt, stehen plötzlich alle andere Fäden in Uebereinstimmung mit dem zerrissenen wie durch einen Zauberband still, bis eine Arbeiterin sich naht, um das unterbrochene Gewebe wieder herzustellen. Dann setzen sich die aufgehaltene Spulen wieder in die alte Bewegung, unermüdet, wie Tag und Nacht, in ihrer Thätigkeit. Zwei oder drei Frauen reichen hin, um diese Arbeit zu besorgen, welche, ohne die Maschine, ein Heer von Arbeitern erfordern würde. Ich fragte eines dieser Mädchen, wie viel Ellen Schnur die Fabrik wohl jährlich liefern könne? Das gute junge Kind lachte mir geradezu ins Gesicht, als sie diese Frage hörte, und sagte endlich, da sie meiner Miene doch etwas Treuerzigkeit mit Ignoranz vermischt ansehen mochte: „Ach Gott, mein Herr! wie viel Ellen Schnur wir jährlich machen, das weiß ich nicht; aber man hat mir ein Mal gesagt, daß wir so viel machen, als vier Mal von hier nach Rom reist, und von dort wieder vier Mal zurück.“ Bei diesen Worten befreite sie einen zerrissenen Faden aus, und ich stand erstaunt über dieses sublimen Ellenmaß, an dessen einem Ende die Eisenbahn, an dem anderen St. Peters Dom hing.

Von St. Chamond gelangt man nach Rive-de-Giers, und dort wollen wir einen Augenblick jenen berühmten Kanal von Giers betrachten. Aber wie thätlich sieht es jetzt mit diesem alten Wunderwerk unserer Provinz aus! Die Eisenbahn hat diesen Kanal gänzlich auf nichts zurückgeführt; eine Usurpation, könnte man sagen, ist durch eine andere besiegt worden. Dieser ehemals so viel bewunderte Kanal braucht in der schönsten Jahreszeit nicht weniger als vierzehn Tage, um einen Transport zu bewerkstelligen, der auf der Eisenbahn zu jeder Zeit nicht mehr als eine Stunde erfordert. Im Winter ist der Kanal gefroren, im Sommer leidet er an Austrocknungen, und zu jeder Jahreszeit ist er bald Wasser-Verlusten, bald unzähligen Ausbesserungen ausgesetzt. Welchen Triumph hat man nicht aber auch jetzt über ihn davongetragen! Es geht den Kanälen eben so, wie allen Mächten der Erde; man ruft das: *vae victis!* über sie. Der Kanal von Rive-de-Giers war lange Zeit hindurch der despotische Souverain dieser Gegend; er war der Herr aller Transporte in der Provinz! Unsere Steinkohlen, unser Eisen, überhaupt alle unsere schweren Produkte jeder Art mußten über den Kanal gleiten, und er machte mit diesem Geschäft ein ganz außerordentliches Glück. Jetzt blickt die Eisenbahn lachend auf ihn herab; die Eisenbahn hat sein Scepter ergriffen und seine Geschäfte über sich genommen.

Nachdem sie nun noch einen verächtlichen Seitenblick auf den Kanal von Rive-de-Giers geworfen, wendet sich die Eisenbahn fort nach Givors. Givors ist ein Hafen der Rhone; von hier gehen alle Produkte von St. Etienne aus, um in den Süden zu wandern. Zu Givors angelangt, haben wir nichts weiter zu thun, als in ein Schiff zu steigen und die Rhone hinabzugleiten, diesen schönen, gewaltigen, schwachhaften Strom, ein Ebenbild des umherschweifenden Provenzen, der sich mit so vieler Liebe dem Mittag zuwendet und von dort, den Hut über's Ohr gerückt, sich bis zum Meere begiebt, wo er sich murrend verliert. Wenn man also einen Ball auf die Eisenbahn von St. Etienne schleudert, so heißt dies eben so viel, als ihn in die Rhone werfen und zu gleicher Zeit in's Meer senden; was aber uns betrifft, die sich nach Lyon begeben, und die sonst genöthigt seyn würden, sich über die Rhone rudern zu lassen, so bietet sich die Eisenbahn dar, um die Rhone für uns zu betreten. Wir gehen also auf die Rhone los, und es möchte schwer zu entscheiden seyn, was von beiden schneller ginge, die Rhone, welche abwärts gleitet, oder die Eisenbahn, welche aufwärts steigt. Pascal würde sich wundern, wenn er dies sähe, und ich möchte wohl wissen, auf welches von beiden, ob auf die Eisenbahn oder den Fluß, er seine schöne Definition der Ströme jetzt anwenden würde. Ich für mein Theil bilde mir ein, daß Pascal sich vielleicht genöthigt sehen möchte, seine treffende Definition folgendermaßen zu stellen: „Ströme sind Bahnen, die vorwärts schreiten, aber Eisenbahnen sind Bahnen, die galoppiren.“

Wenn Du nun eine Zeit lang, d. h. einige Minuten, an den Ufern der Rhone fortspazirst, wenn Du leicht vorübergestiegen bist an

diesen reizenden mit weißen Häusern und alten Bäumen geschmückten Ufern; wenn Du die Grotte begrüßt hast, unter welcher J. J. Rousseau eine so kostbare Nacht hinbrachte, durchhallt vom Geräusch derselben Bogen, die noch immer wie damals brausen, aber vergeblich einen Jean Jacques Rousseau suchen, um ihn damit einzuschläfern; dann gelangst Du nach La Mulatière, und die Eisenbahn setzt leichtfüßig über die Saône mit trockenen Schuhen, ohne daß sie nöthig hätte, auch nur die Schlepplatten ihres Kleides in die Höhe zu heben, und zwar vermittelt einer prächtigen Brücke, die dort erbaut worden und jährlich gegen 80,000 Francs Zoll einbringt.

Und nun sind wir in Lyon und können uns in der That rühmen, die bewundernswürdigste Reise gemacht zu haben, die man heutzutage nur in Frankreich machen kann. Fürwahr, wir haben in weniger Zeit als man rechnet, um zwei Meilen zu Pferde zurückzulegen, funfzehn Meilen in einer schwierigen, gebirgigen, von Bächen, Gräben und Moräften unterbrochenen Gegend zurückgelegt. Alle nur erdenkliche Schwierigkeiten haben wir überstanden; Berge durchbrochen und fürchterliche Abgründe, über die man funfzehnböckige Brücken gelegt, überschritten. Und auf unserem ganzen Wege sind uns überall reizende oder schauerliche Landschaften vorübergestiegen, überall ist uns eine erstaunenswürdige Industrie entgegengekommen; wir haben Feuer, Eisen, grüne Flur, tausendfarbige Seide gesehen, und das Alles ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Gefahr, d. h. ohne eine andere Gefahr, als die, welche ich in jenem 4600 Fuß langen Berggewölbe bezeichnet habe.

Nich, der ich die Gebirge, deren sich die Eisenbahn bemächtigt hat, noch in ihrem Urzustande gekannt und noch immer die Erinnerung an sie als an unübersteigliche Schwierigkeiten mit mir herumtrug, wenn ich alljährlich an der Seite meiner schönen guten Mutter in unser dürftiges Landhaus wandelte, mich könnt ihr noch ganz erstaunt über alle diese Wunder sehen. Jetzt halte ich in der That nichts mehr für unmöglich; man kann Alles. Die hier auf diesem Boden angelegte Eisenbahn, könnte man sagen, ist ganz besonders dazu bestimmt, Frankreich zu beweisen, wie es nur in seinem Willen liegt, um in allen seinen Theilen von solchen zwei Eisen-Fugen durchsurcht zu werden. Das Problem ist jetzt vollständig gelöst, selbst für die Bergbewohner von St. Etienne, welche bekanntlich die dümmsten Leute von der Welt sind, so schwer es auch war, es ihnen ansangs begreiflich zu machen. Herr Séguin erzählte mir unter Anderem, daß ein Bauer aus dem Gebirge, der gutwillig nicht zwei Schritt von seinem Garten für die Eisenbahn hatte abtreten wollen, als er endlich durch einen Ausspruch des Tribunals genöthigt worden, den Platz für das Zwanzigfache des Werths zu verkaufen, sich dennoch selbst dem richterlichen Ausspruch wie ein wahrer Sarmat widersetzte. Mehr als einmal hatte er die Arbeiter mit der Hacke vertrieben und selbst die angelegten Fugen wieder zu zerstören gesucht; und als endlich die Bahn dennoch vollendet worden, suchte dieser Mensch seine vier Kinder zusammen und warf sich an dem Tage, wo der erste Versuch auf der neuen Straße gemacht wurde, mit seiner Frau und seinen vier Kindern in der Mitte der Bahn auf die Kniee, mit gekreuzten Armen über die Rippen sich legend und den Kopf gegen den bevorrollenden Wagen gerichtet, bereit, sich zerschmettern zu lassen, um für das Grundprinzip der modernen Gesellschaft, das Eigenthum, zu sterben.

Dies ist Alles, was ich über die Eisenbahn zu sagen weiß, und ich bitte den Leser, mit diesem Bericht eines ignoranten Reisenden über einen Gegenstand, über den Andere gelehrtere Betrachtungen anstellen mögen und werden, vorlieb zu nehmen.

Bibliographie.

- Collection complète. (Vollständige Sammlung der Vögel Europa's.) Nach der Natur gezeichnet und kolorirt von E. Swagers. Das Ganze wird aus 50 monatlichen Lieferungen bestehen. Pr. einer jeden 3 Fr.
- Géologie populaire. (Populäre Geologie für Jedermann, auf Ackerbau und Industrie angewandt.) Von Nérée Boubée. Pr. 3 Fr. 50 Cent.
- Souvenirs du choléra. (Erinnerungen an die Cholera von 1832.) Von Dr. Hellig, Oberarzt am Hôtel-de-Dieu. Pr. 3 Fr. 50 Cent.
- Considérations. (Betrachtungen über die Organisation der Französischen Infanterie und über die Bildung einer Reserve.) Von Loverdo, General-Lieutenant. Pr. 1 Fr. 75 Cent.
- Da régime colonial. (Ueber Kolonial-Herrschaft und ihren Einfluß auf den Handel, die Industrie und die Seemacht Frankreichs.) Von Chaudron Junot. Pr. 2 Fr. 50 Cent.
- Galerie des peintres. (Maler-Galerie, oder Sammlung von Bildnissen der berühmtesten Maler aller Schulen.) Von einer Notiz über Jeden und von Kupfern nach Original-Zeichnungen begleitet. Von Dr. Chabert. Fol. 38ste Lfg. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Kunstausstellungen. Das Interesse für Malerei und Plastik centralisirt sich auch in Frankreich nicht mehr in der Hauptstadt. So wie sich bei uns die größeren Städte der Provinzen mit rühmlichem Wettstreit bemühen, öffentliche Ausstellungen von Gemälden zur Erweckung des Kunstsinns im größeren Publikum von Zeit zu Zeit zu veranstalten, so wird auch aus Französischen Provinzial-Städten, noch ganz kürzlich aus Douai und Rouen, über Ausstellungen berichtet, bei denen namentlich einheimische Talente, die ohne diese Anregung wahrscheinlich unbemerkt geblieben wären, Gelegenheit gefunden haben, sich eine erste Anerkennung zu verschaffen.